5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bildergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprechanschlüsse 312, 1218, 1555, 423 Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403) — Verantwortlich für die Redaktion: Karl Bach in Halle S.

Nummer 36 — Halle, Sonntag den 6. Februar — 1916

Der Vormarsch in Mittelalbanien.

Deutsche U-Seeboottätigkeit im Schwarzen Meer. — Italiens schwere Industriekrisis.

Der amtliche österreichische Heeresbericht.

(W. T. B.) Wien, 5. Februar. Amtlich wird verlautbart:

Auf allen drei Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

*

25 Kilometer vor Durazzo.

K. und k. Kriegspressequartier, 4. Februar. Der Vormarsch in Albanien macht tüchtige Fortschritte. Trotz der Schwierigkeiten des Geländes gewinnen namentlich die in südlicher Richtung längs der Meeresküste vorstoßenden k. und k. Truppen ständig Raum. Die Vortruppen haben den Ismisluß erreicht. Von Durazzo sind die Vortruppen nur noch etwa 25 Kilometer entfernt. (B. Z.)

Gegen Serben, Italiener und Essadleute.

K. und k. Kriegspressequartier, 5. Februar. Die in Mittelalbanien an der Front Kurja—Ismisluß stehenden Truppen der Armee Koeveß haben nun den ganzen nordalbanischen Küstensaum hinter sich und schicken sich an, den Vormarsch gegen Mittelalbanien aufzunehmen.

In Betracht kommen hierbei die aus Truppen Essad Paschas sowie aus Resten serbischer Abteilungen gebildeten Kräfte, dann das italienische Kontingent, für dessen Sammelstelle Valona ausersehen ist. Den gegnerischen Kräften gegenüber stehen im Norden die Truppen des Generals Koeveß, im Osten Truppen der verbündeten Mittelmächte. Solange nicht größere Ereignisse, wie die Besitznahme größerer Ortschaften, Höhen oder Flußlinien stattfinden oder feindliche Truppen geschlagen werden, ist es naheliegend, daß der amtlichen und außeramtlichen Berichterstattung Stillschweigen auferlegt ist. Einstweilen kann nur soviel gesagt werden, daß die Unternehmungen in Mittelalbanien in ein akutes Stadium treten. (Voss. Ztg.)

Der Geländegewinn bei Bojan.

Bessarabische Front, 5. Februar. In dem von uns vor Bajan an der russischen Stellung hineingesprengten Trichter, den die Russen in ihrem Bericht vom 28. Januar behaupteten, besetzt zu haben, bin ich heute gewesen. Zwar bewirkt der Feind aus seinem Graben uns fortwährend mit Handgranaten, stört uns aber damit nicht im geringsten in dem Ausbauen des Grabens. Eine ganze russische Kompagnie ist bei der Sprengung in die Luft geflogen. Etwa 20 mehr oder weniger betäubte Leute blieben liegen, die von uns aufgehoben wurden. Die Stimmung hier ist zuversichtlich. (Berl. Tgbl.)

*

Von einem deutschen U-Boot versenkt.

Wien, 5. Februar. Die „Wiener Allg. Zeitung" berichtet aus Bukarest: Ein unter griechischer Flagge fahrender, von Rußland angekaufter Dampfer namens „Theoskepasti" wurde von einem deutschen Unterseeboot auf der Fahrt von Odessa, 47 Meilen von Sulina entfernt, versenkt.

Die „Theoskepasti" wurde im Jahre 1889 in England gebaut und war 2461 Tonnen groß. (Kol.-Ztg.)

Ein großer englischer Dampfer versenkt.

Haag, 5. Febr. Der „Exchange-Telegraph" meldet aus London: Der englische Dampfer „Clarehill", 4583 Tonnen, der von Newyork nach Le Havre unterwegs war, wurde versenkt. Die Besatzung wurde durch einen spanischen Dampfer gerettet.

(Dtsche. Tagesztg.)

Ein russisches Unterseeboot versenkt.

Wien, 5. Februar. „Pester Lloyd" bringt aus Bukarest: Aus Tulbsche wird berichtet, daß ein Schleppdampfer ein beschädigtes russisches Unterseeboot nahe dem Hafen von Reni bringen sah. (Dtsche. Tagesztg.)

Der angerichtete Schaden des L 19 in Sheffield und Nottingham.

Hamburg, 5. Februar. Aus dem Haag wird gemeldet: Bei dem letzten Luftschiffangriff auf Mittelengland ist der größte Schaden in Sheffield und Nottingham angerichtet worden. Eine Londoner Versicherungsgesellschaft schätzt den Schaden in diesen beiden Städten auf 400 000 Pfund Sterling. In der Hauptsache sind die Staatsgebäude und in der Nähe befindliche Wohnhäuser beschädigt worden. In Nottingham ist eine große Anzahl Menschen getötet worden. Nach Privatmeldungen der Londoner Blätter, die dort aber nicht veröffentlicht werden dürfen, sind über 250 Menschen verletzt worde, davon etwa ein Drittel getötet. (Voss. Ztg.)

Neun Mann von „L 19" gerettet.

Kristiania, 5. Februar. Aus London wird unterm 4. gemeldet: Der englische Fischdampfer „King Stephan", der am Mittwoch das deutsche Marineluftschiff „L 19", hilflos auf der Nordsee treibend, entdeckte, berichtet noch: Flackernder Lichtschein, der vermutlich von Signalapparaten herrührte, lenkte die Aufmerksamkeit der Dampferbesatzung auf das Luftschiff. „King Stephan" fuhr näher heran und blieb bis zum Morgengrauen in der Nähe des Schiffes liegen. Auf dem Luftschiff standen etwa acht deutsche Soldaten. Einige riefen: „Engländer helft uns!" und warfen die Armeemotor, „wir wollen euch so viel Geld geben, wie ihr haben wollt." Nach und nach kamen noch mehr Personen zum Vorschein, schließlich standen dort 22 Mann. Aus dem Innern des Luftschiffes hörte man Hammerschläge. Die englischen Fischer glaubten, die Deutschen könnten das Luftschiff reparieren. Es fuhr leicht und sicher auf dem Wasser und schien keiner Gefahr ausgesetzt zu sein. Die Mannschaft des englischen Fischdampfers wußte nichts von der letzten Zeppelin-Expedition nach England. „King Stephan" nahm 9 Leute von dem Zeppelin an Bord. Der englische Kapitän hielt es für unklug, mehr zu bergen, da seine eigene Besatzung geringer an Zahl war als die des Zeppelins, sodaß die Engländer leicht hätten überwältigt werden können. Der Fischdampfer fuhr nun unter Volldampf nach dem nächsten Hafen, um den Vorfall zu melden. Die Meldung, das Zeppelinluftschiff sei noch einem englischen Hafen geschleppt worden, ist unrichtig. Auch der Londoner Berichterstatter des Blattes „Politiken" ergänzt den Bericht von der Havarie des L 19 durch die Meldung, daß 9 Mann gerettet sind. (Voss. Ztg.)

Christiania, 5. Februar. Aus London wird weiter gemeldet: Ueber das Schicksal der von dem Dampfer „King Stephan" nicht aufgenommenen 11 Mann des deutschen Luftschiffes L 19 liegt zur Stunde noch nichts näheres vor. Da der Zeppelin sicher auf dem Wasser schwamm und die See ruhig war, nimmt man jedoch an, daß er sich wird über Wasser halten können, bis ausgesandte Dampfer ihn finden. (Voss. Ztg.)

*

„Appam".

Rotterdam, 5. Februar. Reuter meldet aus Washington: Der englische Gesandte forderte formell die Rückgabe der „Appam" an deren Besitzer. Lansing erklärte, der einzige Fragepunkt sei, wie lange die „Appam" in amerikanischen Gewässern bleiben dürfe. Der preußisch-amerikanische Vertrag bestimmt, deutsche Prisen dürfen in amerikanischen Gewässern frei ein und aus fahren. Die Deutschen behaupten deshalb, die „Appam" dürfe auf unbestimmte Zeit im Hafen bleiben. (Voss. Ztg.)

Von der holländischen Grenze, 5. Februar. Jetzt liegt aus Amerika eine zusammenhängende Darstellung über die „Appam" vor. Sie stammt von dem früheren Gouverneur Fiera Leone sei, wie lange die „Appam" in amerikanischen Gewässern bleiben dürfe. Der preußisch-amerikanische Vertrag bestimmt, deutsche Prisen dürfen in amerikanischen Gewässern frei ein und aus fahren. Die Deutschen behaupten deshalb, die „Appam" dürfe auf unbestimmte Zeit im Hafen bleiben. (Voss. Ztg.)

Von der holländischen Grenze, 5. Februar. Jetzt liegt aus Amerika eine zusammenhängende Darstellung über die „Appam" vor. Sie stammt von dem früheren Gouverneur Fiera Leone und lautet: Die „Möve", wie man sie bezeichnet, war natürlich keineswegs die „Möve". Der Dampfer hatte eine Verdrängung von 3500 bis 4000 Tonnen und diente offenbar dem Frachtverkehr mit Früchten. Der Name des Schiffes ist nur der Besatzung selbst bekannt. Die Art, wie das Schiff es anfellte, uns zu kapern, war außerordentlich gewandt. Als wir es sichteten, signalisierte es, daß das Schiff nicht mehr in der Gewalt des Führers sei. Kapitän Harrison glaubte, es sei ein britisches Frachtfahrzeug und änderte den Kurs, um sich ihm zu nähern. Am Heck hing eine Flagge schlapp am Stock. Wir nahmen ohne weiteres an, daß es nur der Union Jack sein könnte. Tatsächlich war es jedoch die Flagge der deutschen Reichsmarine. Als Kapitän Harrison sich auf etwa 200 Meter genähert hatte, vollzog sich plötzlich auf dem anderen Schiffe eine Wandlung, die uns wie mit einem elektrischen Schlag berührte. Am Vorder- und Achterschiff verschwand das bisher fest und einheitlich erschienene Geländer wie mit einem Zauberschlage. Wir erfuhren später, daß das ganze einheitlich aussehende Geländer aus Stahl bestand, die auf einen von der Kommandobrücke aus bewirkten Druck in der Versenkung verschwanden. (Berl. Tagebl.)

(W. T. B.) London, 5. Februar. Die Blätter berichten aus Newyork: Der englische Gouverneur von Sierra Leone, Merewether, der auf der „Appam" gefangen war, erzählte einem Berichterstatter der „Associated Preß":

Das Schiff, das die „Appam" erbeutete, war sicher nicht die „Möve", sondern ein Schiff von etwa 3500 Tonnen, das wahrscheinlich zuletzt mit Obst gefahren war. Die Art, wie das Schiff die „Appam" erbeutete, war äußerst schlau. Als es am Horizont auftauchte, zeigte es ein Notsignal. Der Kapitän der „Appam" hielt es für ein Frachtschiff und eilte zu Hilfe. Die Flagge war nicht genau zu erkennen. Wir hielten sie für den Union Jack, tatsächlich war es aber die deutsche Kriegsflagge. Als wir bis zu 200 Yards herangekommen waren und die Maschine gestoppt wurde, wurden wir durch die plötzliche Veränderung des Aussehens des Schiffes betroffen. Die Brustwehr, die ganz fest ausgesehen hatte, verschwand wie durch Zauberei. An ihrer Stelle erschien eine Batterie von sieben 5 bis 6zöllige Kanonen. Die Kanoniere waren an ihren Posten. Eine Kugel flog über unser Schiff weg. Wir hatten nur eine 3zöllige Kanone, die ganz nutzlos war, umsomehr, als die Bedienung überall auf dem Schiff zerstreut war. Es war unmöglich, Widerstand zu leisten. Der deutsche Kapitän sprach zu uns durch das Megaphon und der Kapitän gab sofort zu, daß wir deutsche Gefangene an Bord hätten, die in England interniert werden sollten. Darauf kam ein Boot von dem deutschen Kreuzer mit 21 Mann und Leutnant Berg. Sie befreiten die deutschen Gefangenen, bewaffneten sie mit Gewehren und Revolvern und machten sie zu unseren Wächtern. Schließlich blieben 43 Deutsche auf der „Appam", die uns bewachten. Der deutsche Kreuzer blieb zwei Tage bei uns. Als der „Clan Mactavish" am Horizont auftauchte, verfolgten wir unseren Kurs, während der Kreuzer direkt auf das englische Schiff zufuhr. Der Kreuzer war wieder allem Anscheine nach ein harmloses Frachtschiff. Aber der „Clan Mactavish" mußte Argwohn geschöpft haben, denn er schoß plötzlich ohne Warnung sein Geschütz ab. Darauf ließ der Kreuzer die Maske fallen und eröffnete das Feuer gegen den „Clan Mactavish". Es war ein feines Gefecht, obwohl es einseitig war und dauerte nur eine halbe Stunde. Die deutschen Kanonen überschütteten den Gegner mit einem Regen von Geschossen, welche mehrere Matrosen töteten, ein halbes Dutzend verwundeten und die Takelage zerrissen. Die beiden Dampfer kämpften so eng aneinander, daß die Geschützwirkung schrecklich war. Aber selbst unter diesen Umständen wollte sich der britische Kapitän nicht ergeben. Immer wieder ließ er seine einzige dreizöllige Kanone abfeuern, und der Feind antwortete immer wieder mit Breitseiten. Als die Deutschen zu feuern aufhörten, begann der „Clan Mactavish" zu kentern und holte plötzlich über. Viele Personen der Besatzung wurden gerettet. Schließlich feuerte das deutsche Schiff zwei Torpedos ab, die beide trafen. Der „Clan Mactavish" versank kurz darauf. Die Deutschen ließen so schnell als möglich alle Boote herab und ruderten an der Stelle, wo das britische Schiff gesunken war, um nach Ueberlebenden zu suchen. Die „Appam" führte rund 200 000 Pfund Sterling Gold mit sich. Merewether betonte, daß die Deutschen die britischen Gefangenen mit größter Höflichkeit und Rücksicht behandelten. — Ein anderer Gefangener sagte, der deutsche Kreuzer sei ein ganz neues Schiff gewesen, mindestens 5000 Tonnen groß und mit mehreren hundert Mann Besatzung an Bord, die aber verschiedene Schiffsnamen auf den Mützen führten. Die Deutschen legten auf die „Appam", sobald diese erbeutet war, mehrere Bomben und drohten, das Schiff in die Luft zu sprengen, wenn Widerstand geleistet würde.

*

Die schwere Krisis der italienischen Industrie.

Zürich, 5. Februar. Der Basler Anzeiger meldet: Die innere Lage Italiens ist viel schneller, als es selbst die größten Pessimisten gedacht hatten, bedenklich geworden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Regierung nicht mehr weiß, wo sie das Geld für die weitere Fortsetzung des Krieges, trotz der angeblichen Erfolge der Anleihen und den großartigen Ministerreden, hernehmen soll. Die Industrie befindet sich in Folge Kohlenmangels in schwerer Krisis. Kohlen, die vor dem Kriege 240 Franken kosteten, haben den unglaublichen Preis von 2000 Lire erreicht. Salandra hat in Turin nicht nur geredet, sondern auch Giolitti besucht. (N.-Z.)

Der Widerhall von Salandras Rede.

Bern, 5. Februar. „Secolo" berichtet aus Rom: Die politischen Erklärungen Salandras in Turin werden in allen Parteilagern sehr stark besprochen. Sie haben die leicht vorauszusehende Wirkung erreicht, das Feuer der Auseinandersetzungen wieder anzufachen und die nationale Einheit zu stören, die das Ministerium als Grundlage für sich selbst bezeichnet hatte. „Idea Nazionale" macht folgende Bemerkung: „Es hieße der Wahrheit ins Gesicht schlagen, wollte man behaupten, daß Salandra bei seiner letzten Rede in Turin einer glücklichen Eingebung gefolgt sei. Der Widerhall seiner Worte im Lande wird ihn sehr bald übergzeugen, daß er sehr viel besser daran getan hätte, an seiner Absicht des Stillschweigens festzuhalten, mit der er die Rede begonnen hatte. Die Lenker hätte wenigstens dies eine Mal gut daran getan, den wenig glücklichen Teil von Salandras Rede zu unterdrücken, in Erfüllung der vom Ministerpräsidenten ergangenen eigenen Bestimmungen, nach denen die Verbreitung von Nachrichten und Gedanken, die Uneinigkeit der Geister herauszubeschwören verboten ist." (W. T. B.)

Wie Salandra die Schuld von sich abzuwälzen sucht.

Am interessantesten war in der Rede Salandras in Turin ein Satz, durch den er gewissermaßen sich von der Schuld an dem frevelhaftesten aller Kriege weiß zu brennen sucht. Er unternahm es nämlich, die Verantwortung auf andere und jüngere Schultern abzuwälzen. Der Telegraph hat Ihnen wohl gemeldet, daß er sich plötzlich an die anwesenden Studenten wendete und ihnen die Worte zurief:

„Wir haben von Euerem Patriotismus die Beweise gesehen in den Tagen, in denen unsere Herzen und vor allem das meine vor der grauenvollen Verantwortung zitterten, aber durch Euch, Euch jugendlich Begeisterte, Euch ehrlich Entflammte, ward die Entscheidung gegeben. Ihr wolltet für Italien den Krieg." (B. Z.)

Italienisch-griechische Spannung.

Von der russischen Grenze, 5. Februar. Wie einer Meldung der „Ruskija Wjedomosti" aus Saloniki zu entnehmen ist, hat sich in den letzten Tagen eine Verschärfung der italienisch-griechischen Beziehungen bemerkbar gemacht. Besonders die Landung italienischer Truppen auf griechischem Boden hat in der Presse sowohl als auch in der Bevölkerung lebhaftete Erregung hervorgerufen. Besonders in Athen ist die Erregung gegen Italien sehr groß. Man ist dort daran überzeugt, daß die Mitlandung italienischer Truppen vom Kreuzer „Piemonte" auf griechischem Boden und die Mitbesetzung des Forts Kara Burun die Ankunft auch der in Albanien befindlichen italienischen Truppen auf griechischem Boden vorbereiten soll. Die Presse fordert von der Regierung energische Maßnahmen. Der Zeppelinangriff auf Saloniki hat in der ganzen griechischen Oeffentlichkeit beträchtliches Aufsehen hervorgerufen. Man sieht darin einen deutschen Vergeltungsakt für die Fliegerangriffe auf die Lager von Doiran und Gewgheli. (N. Z.)

*

Eine sächsische Mission in Sofia.

Sofia, 5. Februar. (Bulgarische Telegraphen-Agentur.) Eine sächsische Mission, bestehend aus dem sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Rex, dem Legationsrat Genfi a. Pilach und dem Grafen Bigthum, ist gestern abend hier eingetroffen. Bei Ankunft der Mitglieder der Mission waren Hofmarschall Graf Sayoyn, Eisenbahnminister Apostolow und Generalsekretär im Ministerium des Aeußeren, Koffow, am Bahnhof anwesend. Um 11 Uhr vormittags wurden die Mitglieder der Mission vom König in Audienz empfangen. Die Mission überbrachte dem König das ihm vom König von Sachsen verliehene Großkreuz des Militär-Sankt-Heinrichs-Ordens, das bisher nur zwei Souveräne besaßen, nämlich Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm. (Kol.-Ztg.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191602068/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 5. Februar.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Ein kleiner englischer Vorstoß südlich des Kanals von La Bassée wurde abgewiesen.

Ein durch Wurfminenfeuer vorbereiteter französischer Handgranatenangriff südlich der Somme brach in unserem Artilleriefeuer zusammen.

In der Champagne und gegen einen Teil unserer Argonnen-Front unterhielt die feindliche Artillerie am Nachmittag schweres Feuer.

Französische Sprengungen auf der Höhe von Vauquois östlich der Argonnen) richteten geringen Schaden an unseren Sappen an.

Unsere Artillerie beschoß ausgiebig die feindlichen Stellungen auf der Vogesen-Front zwischen Diedolshausen und Sulzern.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

An der Front keine besonderen Ereignisse.

Eines unserer Luftschiffe griff die Befestigungen von Dünaburg an.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Kann das Geld England den Sieg verleihen?

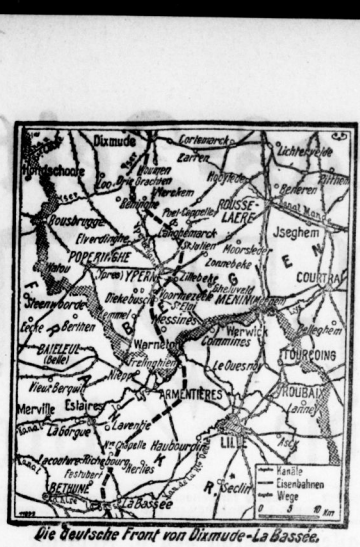
Männer, Munition und Geld — das sind bisher die drei großen Schlagworte gewesen, welche nach englischer Vorstellung den Endsieg des Sieges bedeuten. Niemand wird bestreiten, daß der Erfolg in jedem Kriege wie auch in jeder einzelnen Schlacht wesentlich von dem reichlichen Vorhandensein von Soldaten und Munition abhängt. Aber trotzdem liegt in der krassen englischen Formulierung ein Irrtum; denn wenn es wirklich nur auf die Zahlen und Mengen ankäme und nicht gleichzeitig auf den militärischen Geist, die Strategie, Organisation und das Verständnis für das zu erreichende Ziel, dann würde so manches in diesem Kriege für unsere Feinde anders ausgefallen sein, als es tatsächlich ausgefallen ist. Wenn auf der einen Seite sicherlich niemand bestreiten wird, daß, ganz allgemein ausgesprochen, Soldaten und Munition erforderlich sind, um einen Sieg zu erfechten, so wäre es nach allen Erfahrungen doch sicherlich völlig einseitig, den Satz umzudrehen und zu meinen: wo viel Soldaten und viel Munition ist, da könne man auch für den Sieg garantieren.

Wie steht es nun mit dem dritten Schlagwort der englischen Siegeshoffnung: Reichtum? Auch hier ist es ein alter Satz, daß zum Kriegführen Geld, Geld und noch einmal Geld gehört. Aber auch hieraus ergibt sich keineswegs die Umkehrung, daß nur dasjenige Land den Sieg erringen könne, welches am meisten Geld besitze. Der Weltkrieg hat gerade dieser wirtschaftlichen Voraussetzung des Kriegführens ein neues Ausleben gegeben. Früher waren die wirtschaftlichen Hilfskräfte eines Landes, insbesondere die Erzeugnisse von Landwirtschaft und Gewerbe, ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verteilt, während andererseits die Abhängigkeit des Bezuges von auswärts gering war. Wenn ein Land einen Krieg begann, so mußte es sich freilich sagen, daß man mit allen Vorräten sparen und haushalten müsse, aber es stand nicht vor der Frage, von notwendigen Nahrungsmitteln oder Rohstoffen einfach abgeschnitten und damit einem völligen Fehlen derselben preisgegeben zu werden. Schlimm war nur nur dasjenige Land daran, welches der Invasion feindlicher Truppen ausgesetzt war und diese ertragen mußte. Für diejenigen Gebiete aber, welche von der Invasion freiblieben, sorgte die heimische Wirtschaft für den heimischen Bedarf. Aus diesem Grunde ist die weltwirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, welche einmal durch die insulare Lage des Landes und ein andermal durch das Erblühen der modernen Verkehrstechnik hervorgerufen wurde, vom Standpunkt der Kriegswirtschaft stets für England eine Gefahr gewesen, und zwar eine Gefahr ganz besonderer Art, eine Gefahr nämlich, gegenüber der auch der Reichtum als solcher, d. h. die finanzielle Leistungskraft des Landes, keine entscheidende Rolle spielen konnte. Denn wenn ein Land von den Vorräten, die es sonst vom Auslande bezieht, abgeschnitten wird, so nützen keine Milliarden, um diese notwendigen Vorräte, insbesondere die Nahrungsmittel, dem Volke zur Verfügung zu stellen. Die Vorratsfrage und die Geldfrage stehen sich hier als Gegensätze gegenüber. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die heutige Situation Englands, so muß man freilich sagen, daß England vorläufig noch nicht durch die militärische Aktion seiner Feinde von der Zufuhr abgeschnitten werden konnte; aber es haben sich Verhältnisse entwickelt und sie sind in letzter Zeit ganz besonders durch den Mangel an Schiffsraum gefördert worden, welche zu einer Verringerung der Vorräte in England, insbesondere der Nahrungsmittel, geführt haben.

Der außerordentlich hohe Stand der englischen Getreidepreise, welche Steigerungen über 100 Prozent aufweisen, zeigt dies zur Genüge. Man wird sich nun die Frage vorlegen müssen, ob England diese tatsächlich vorhandene Knappheit an Vorräten durch Maßnahmen, welche lediglich eine „Geldfrage" sein würden, beheben kann. Es liegt außerordentlich nahe, zu denken, daß auch die Behebung der Frachtraumnot oder die Heranschaffung des überseeischen Getreides, wenn es wirklich zu einer großen Notlage käme, durch bloße Aufwendung staatlicher Gelder bewerkstelligt werden könne. Bei näherer Betrachtung scheint dies aber nicht der Fall zu sein. Gerade in England scheint man sich mehr und mehr der notwendigen Einsicht bequemen zu müssen, daß man direkte Maßnahmen zur Behebung der Frachtennot, wie die Nationalisierung der Schiffahrt, nicht durchführen kann, und man greift daher zu indirekten Mitteln, wie dem Verbot der Vertrachtung gewisser Luxuswaren, welches ein Freiwerden von Frachtraum für andere Zwecke bewirken soll. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob dieser Weg zum Ziel führen wird, vor allem, da die Nachfrage durch die dauernde Verringerung der Vorräte sich steigert, während der verfügbare Frachtraum teils durch kriegswirtschaftliche Umstände, teils durch die erfolgreiche Tätigkeit von englandfeindlichen U-Booten immer mehr geschmälert wird. Das unverstaatliche Frachtraumgeschäft aber wird zu einem ökonomischen Hindernis der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung Englands. Schon haben wir es erlebt, daß das australische Getreide, welches in England schon seit Monaten sehnlich erwartet wurde, nur zum ganz hohen Menzen Preisen frei zum Verkauf kam. Will man eben mit staatlichen Geldmitteln ein derartiges Geschäft organisieren und auf die Tätigkeit des freien Handels und der freien Verkehrsmittel verzichten, so genügt es nicht, daß man einfach das Getreide irgendwo in überseeischen Gebieten kauft oder beschlagnahmt, sondern es knüpft sich hieran ein die viel schwierigere Aufgabe, den dazu erforderlichen Apparat zu schaffen, mittels dessen man das gekaufte oder beschlagnahmte Getreide den Produzenten abnimmt, verfrachtet, lagert und an den Konsum verteilt.

Es erscheint aus diesem Gesichtspunkt heraus irrtümlich, wenn die „Frankfurter Zeitung" in Darlegungen über Deutschland und Amerika meint, daß durch die Beteiligung der Finanzkraft der Vereinigten Staaten zugunsten der Entente „alle Berechnungen, die über den Zusammenbruch der englischen Wirtschaftskraft angestellt worden sind, über den Haufen fallen." Kein Zweifel, daß jede geldliche Unterstützung für England, das schon schwer in seiner Finanzkraft gelitten hat, ein Vorteil sein würde; aber auch diese Unterstützung könnte für das wankende Gebäude der englischen Wirtschaft keine nachhaltige Grundlage geben, wenn es nach wie vor möglich wäre, die notwendigen Vorräte an Lebensmitteln und Rohstoffen, sei es überhaupt, sei es zu einigermaßen angemessenen Preisen, dem heimischen Bedarfe zur Verfügung zu stellen, wobei natürlich zu bedenken ist, daß je nach Entwicklung der Dinge sich die Bedrohung Englands in dieser Frage durch unsere eigene Tätigkeit noch bedeutend verschärfen könnte. Wenn England wirklich durch Aufwendung bloßen Geldes die jetzige Teuerung oder die überaus schwierige Frage der italienischen Kohlenversorgung beheben könnte, so wäre eine Versäumnis in dieser Richtung ein Leichtsinn und eine Unentschlossenheit der englischen Regierung, welche derselben kaum zuzutrauen ist. Aber die englische Regierung hat eben immer wieder betonen müssen, daß die Regelung in dieser Weise nicht möglich sei, ohne in den ganzen komplizierten und mit den neutralen Wirtschaftsbeziehungen zusammenhängenden Apparat der weltwirtschaftlichen Verhältnisse störend einzugreifen.

Einem Kranken, der bestimmte, im Augenblick nicht zu beschaffende Medikamente benötigt, nützt es nichts, wenn er sich mit teurem Gelde den besten Arzt verschreibt. In einem ähnlichen Verhältnis steht die Frage der Finanzkraft eines Landes zu der Frage des Herangebringens von Vorräten, dem sich Schwierigkeiten gegenüberstellen, welche nicht nur eine Geldfrage sind. Wir wollen also keineswegs die Finanzfrage in diesem Kriege unterschätzen, wir wollen sie aber auch nicht überschätzen. Die Erfolgungen des Weltkrieges haben es schon in manchem Zusammenhang gezeigt, daß der Vorrat alles gilt. Der Vorrat aber muß da, er muß greifbar sein. Erreicht man dieses Ziel nicht, so hat auch der größte Geldbeutel keinen Wert.



Die deutsche Front von Dixmude-La Bassée.

König Ferdinand.

Von Paul Lindenberg.*)

(Nachdr. verb.)

Die vielseitigen Interessen König Ferdinands kommen in seinem Palais in Sofia zu fesselndstem Ausdruck, in diesem Palais, das aus dem einstigen, recht fragwürdigen Konak der ehemaligen Paschas der türkischen Provinz entstanden. Und es sah in ihm auch noch nicht allzu wohnlich aus, als es in der zweiten Augusthälfte des Jahres 1887 Fürst Ferdinand besah, der, an die verfeinerten Genüsse der österreichischen Kaiserstadt gewöhnt, das Bestreben hatte, durch sein Beispiel und das seines Hofes ein anregendes Vorbild für eine langsame Umwandlung der damals fast gänzlich unbekannten Gesellsitten in Sofia nach abendländischem Muster zu geben. Unterstützt wurde er hierbei durch seine Mutter, die Prinzessin Clementine, die viel getan hat, die Interessen ihres Sohnes in Bulgarien zu fördern, dieses Sohnes, dem in ganz besonderer Weise ihre Liebe, Hingebung, Sorge galt, und der wiederum Tag für Tag bestrebt war, ihr in innigster Weise seine Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen. Ein Bericht, der Schilderer der ersten Zeit der Regierung des Fürsten Ferdinand schreibt von der Prinzessin Clementine, daß sie die Vorzüge ihres alten Stammes geerbt habe, ohne dessen Fehler: liebenswürdig, klug, kühn, begabt, mit außerordentlich feinem Takt und Gefühl, gewann sie sich alle Herzen in Sofia und ebnete manche soziale Schwierigkeiten, die aus der unerwindlichen politischen Lage hervorgingen. Sie konnte in ihrem Salon die Diplomaten empfangen, deren Beziehungen zu ihrem Sohne noch unbestimmt waren, sie stellte sich selbst an die Spitze einer Gesellschaft, in der die Frauen eben anfingen, sich von der strengen Abgeschlossenheit orientalischen Lebens zu entfernen, sie zog viel für sich Schulwesen und für Wohltätigkeit, gern aus ihren reichen Mitteln mit vollen Händen spendend. Noch heute segnet man ihr Andenken im gesamten Lande, wie ihren Namen eine Reihe wohltätiger Stiftungen trägt.

Auch Fürst Ferdinand übte von Anfang an eine freigebige Gastfreundschaft aus in seinem Palais, das er sich auf das wohnlichste und behaglichste eingerichtet hatte, das aber leidem den wichtigsten äußeren wie inneren Umwandlungen unterworfen wurde, ohne äußeren Prunk doch einen vornehmen Fürstensitz darstellend.

In der Ausschmückung gelangten neben den künstlerischen die naturwissenschaftlichen Neigungen des Bewohners zur vollen Geltung, die sich schon in früher Jugend bei ihm gezeigt und ihm in seinem Elternkreise den zärtlichen Beinamen des „kleinen Professors" eingetragen. In der großen unteren Vorhalle erblicken wir allerhand aus der reichen Jagdbeute des fürstlichen Jägers, ausgestopfte Bären, Adler und sonstige Raubvögel, einzelne von ungewöhnlicher Größe und Seltenheit, und neuere Waffen sind dekorativ aufgehängt, neben schönen, buntfarbig-leuchtenden orientalischen Teppichen. Die Privatgemächer des Königs und die Staatsräume liegen im ersten Stockwerk; ein vornehmer, geläuterter Geschmack zeigt sich überall in ihnen. Der König ist ein trefflicher Kunstkenner und bringt von seinen Reisen erlesene Werke der Kunst und des Kunstgewerbes heim, neben Gemälden der tüchtigsten österreichischen, deutschen und bulgarischen Künstler treffen wir auf kostbare Stücke aus dem Koburger Familienbesitz und gedenkvolle Erinnerungen an weite Fahrten und fesselnde Begegnungen. Das edle, feingeistige Gesicht der verehrungswürdigen Mutter des Königs grüßt uns verschiedene Male; die tiefe Pietät des Königs für seine Eltern berührt in mancherlei sorglam bewahrten Andenken außerordentlich warm. Franz Studs Lucifer, jenes packende Gemälde voll düsteren Mystizismus, erhielt einen Ehrenplatz neben einem wundervollen Flügel, der dem König schon oft Erholung und Trost gespendet, zumal durch die Tonschöpfungen Richard Wagners. Auch an einem großen Bildnisse des Fürsten Alexander, des Battenbergers, fehlt es nicht; man hatte es herabgenommen, ehe Fürst Ferdinand seinen Einzug gehalten, es mußte aber, als er davon erfuhr, sofort wieder aufgehängt werden.

Aus den Fenstern des weiten, luftigen Arbeitsgemaches des Königs schweifen die Blicke bis zu den schneebedeckten Häuptern des Witosch. Alles deutet in diesem Raum, in welchem das grelle Licht durch grüne Vorhänge gedämpft wird, auf emsige Tätigkeit hin, der mächtige Schreibtisch, gleich einigen anderen kleineren Tischen mit Aktenstücken, Büchern, Broschüren, Zeitungsausschnitten bedeckt, niedrige und hohe Büchertänder, in letzteren überschüttlich geordnet die Hauptwerke der Weltliteratur, daneben die jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Geschichte, Staatswissenschaften, des Militär- und Kriegswesens, Naturkunde, Technik und Industrie, mögen sie tragen sichtliche Spuren einer genauen Kenntnisnahme. Es liegt in der Art des Königs, stets auf den Kern einer Sache einzugehen und sich möglichst unmittelbar von allem zu unterrichten. Von früh an eine scharf beobachtende und still verarbeitende Natur, öffnet er denen, welchen er vertraut, sein Wesen in gewinnendster Weise und läßt sie teilnehmen an seinem reichen Innenleben.

Von festlichen Gelegenheiten und Staatsaktionen abgesehen, die königlichen Glanz atmen, geht es im allgemeinen still und arbeitsam im Palais zu. Das Leben innerhalb der königlichen Familie ist von friedlichem, liebevollem und ruhigem Ernst erfüllt, und so dramatisch bewegt auch mehrfach das politische Getriebe in Sofia ist, die die stürmischen Wogen branden an diesem Heim ab und dringen nie hinein.

Dann freilich kam in diesem friedlich-arbeitsamen Dasein die große Unterbrechung durch die Balkankriege. Der König war mit seinen Truppen ins Feld gezogen, als Wohnung diente ihm meist ein Sonderzug, der fest zur Abfahrt bereit war, kenntlich durch seine blauen Wagen mit fischroten Seitengardinen an den Fenstern. Während des Feldzuges bewohnte er das höfische Bereimoniell sehr gemildert. Wenn das Mahl im Speisewagen aufgetragen wurde, und der König noch nicht zur Stelle war, so begann man trotzdem. In diesem Speisewagen war ein kleines Tischchen für den König reserviert, an dem er seine Mahlzeit einnahm, die ihm Garbitsen in ihrer weiß-roten Uniform auftrugen. Die Mahlzeiten waren gewöhnlich recht einfach und wurden schnell eingenommen. Von seinem Tischchen aus konnte der König alles sehen, alles beobachten. Er pflegte nicht viel zu sprechen, hatte dazu auch wenig Gelegenheit, denn es verging kaum eine ruhige Minute. Depesche folgte auf Depesche, unaufhörlich hatte er zu lesen, zu verfügen, zu überlegen. Immitten dieser fortgesetzten, meist drängenden Arbeit mit knappen Vorträgen der Generalstabsoffiziere, Minister und seines getreuen, umsichtigen Sobrowitsch, Chefs des Geheimen Kabinetts, verließ ihn nicht einen Augenblick jenes bei ihm so eindringliche technische Interesse, das er besonders für alles hat, was mit der Eisenbahn zusammenhängt; hat ihn doch seine alte Liebe zur Lokomotive bekanntlich mehrmals veranlaßt, die Führung eines Zuges zu übernehmen. Wenn die überfüllten, endlosen Züge an dem König vorbeifuhren, so versäumte er es selten, ans Fenster zu treten und sie zu beobachten. Und dabei zeigte es sich, daß er die Gesichte jedes einzelnen Waggons der bulgarischen Bahn kennt; er weiß, dieser stamme noch aus der Erbschaft des Baron Hirsch, jener ist ein Beutestück aus dem ehemaligen Rumelien, der ist dort und dort gekauft usw. Die Lokomotivführer sind zum guten Teil seine Schüler, und die Genauigkeit, mit der die bulgarische Eisenbahnverwaltung die Anforderungen der Mobilmachung, auch der letzten, erfüllte, bereitete ihm nicht mit Unrecht das Gefühl einer gewissen persönlichen Genugtuung. Wobei sich erwähnen möchte, daß der König auf das genaueste, bis in die kleinsten Einzelheiten, auch mit dem deutschen Eisenbahnwesen vertraut ist, selbst auf den nebensächlichsten Linien Bescheid wissend.

Ueberall — wie auch im gegenwärtigen Feldzuge — besuchte der König die Verwundeten, sie tröstend, ihre Wünsche entgegennehmend, sie belobend und belohnend. Auch die Feinde, die Türken, wußte er zu ehren und ihre Tapferkeit anzuerkennen. In Adrianopel, das der König sofort nach der Eroberung betreten, nicht die Gefahren scheuend, die seine Begleiter ernstlich besorgt machten, fragte er General Wasow nach Schükri Pascha, dem hohen Verteidiger der Festung; er glaubte, daß er in einem der Forts gefangen sei. Der General antwortete: „Majestät, er ist dort in meinem Vorzimmer, hinter dieser Tür." Der König sprach: „Lassen Sie ihn eintreten." Als der Pascha dem König gegenüberstand, sagte jener: „Das Kriegsglück hat Euer Majestät den Sieg gegeben, die Tapferkeit Eurer Truppen haben sehr tapfer; ich überreiche Ein. Majestät meinen Degen." Der König antwortete: „Was Sie mir sagen, freut mich sehr. Sie haben Ihre Pflicht getan. Ich gebe Ihnen Ihren Degen zurück."

Als das bulgarische Heer zwischen Adrianopel und Tschataldscha stand, hatte der König eine zufällige Zusammenkunft mit dem türkischen Kriegsminister am Brückenkopfe des Tschataldschabaches. Der König erwähnte dem Minister gegenüber, wie weh es ihm tue, daß er einem so braven Volke, wie dem türkischen, mit dem Schwerte in der Hand entgegentreten müsse. „Ich lebe," setzte er hinzu, „wie das türkische Heer unter der Cholera leidet. Stellen Sie hier, am Tschorlubache, der choleraverseucht ist, Wachen auf und verbieten Sie bei Todesstrafe, aus dem Bache zu trinken." König Ferdinand sandte dann den Türken eine große Menge Tee, um die Choleraktranken zu erquicken. Sein hauptsächlichstes Verdienst war es, daß die Seuche in seinem Heere keine Ausbreitung gewann, denn er überzeugte sich überall persönlich, ob die Anordnungen aufs strengste durchgeführt wurden.

Von starker Wirkung ist das persönliche Auftreten und Sichgeben des Königs, der, wo es gehoben ist, ganz Herrscher ist, im privaten Verkehr aber sich auf das gewinnendste und fesselndste zeigt, von gütiger Zuvorkommenheit, von freundlichem Entgegenkommen, in seinem ganzen Wesen von vornehm-ungezwungener Manlichkeit; die blauen Augen klug und dabei oft von sinnendem Ausdruck, aber in gegebenen Momenten auch humorvoll und sarkastisch leuchtend, in der Unterhaltung mit reicher Anregung viel Wichtiges und Fesselndes behandelnd, mit warmer Sprechweise. Modernen, lebhaft bewegten Geistes, ist sein Interessenkreis ein außerordentlich umfassender, mit großer Sachlichkeit erschöpft er viele bedeutsame Themata: an seinen genauesten Kenntnissen von Personen und Dingen, seinen Beurteilungen voll ruhig abwägender Gründlichkeit, voll Wohlwollen, voll ruhigen Ernstes darf man sich ehrlich ertreuen, dem Gespräch mit ihm die wichtigsten Eindrücke und Einblicke verdankend. Ohne jegliche Voreingenommenheit spricht er davon, wie oft man ihn und sein Wirken für den Staat verkannt, wie unrichtig man diese oder jene seiner Handlungen beurteilt, entschuldigend hinzusetzend: „Man hatte auch wohl keine Kenntnisse von den näheren Umständen und Ursachen."

Wo sich Gelegenheit bietet, geht der König mit tiefer Würdigung und inniger Anerkennung auf das Wesen des Bulgarenvolkes ein und kennzeichnet rühmend die Vorzüge desselben, hervorhebend, daß fünfhundert Jahre der Knechtschaft diesem Volke nichts von seiner Kraft zu rauben vermocht, es war ein langer Schlaf, nun die Zeit alles arbeitsam und energisch an die Oberfläche: „Bulgarien hat viel erreicht, jetzt handelt's sich um die wirtschaftliche Regenerationen des Landes. Im Boden schlummern ungeahnte und ungeahnte Schätze, man muß und wird Mittel und Wege finden, sie zu heben, der Bulgare ist geeignet, das Seinige dazu beizutragen. Ein harter, selbstbewußter Menschenschlag ist's, nicht leicht zu behandeln, aber man muß vor ihm viele Achtung haben. Unermüdlich fleißig, strebsam, genügsam ist die Bevölkerung. Der Patriotismus des bulgarischen Volkes ist bewundernswert, die Hingebung an die Scholle, an das Vaterland ohne Grenzen! Bulgarien ist von einer Kraft, einer Stärke, von der man draußen nicht die rechte Einsicht hat. Bei ruhiger Entwicklung nach den blutigen, opfervollen Kriegen wird sein Aufschwung, unterstützt von unerschöpflichen natürlichen Hilfskräften, die Welt in Erstaunen setzen!"

Gewiß, auch diese Voraussage des Königs wird, wie bereits so manch andere, in geheimliche Erfüllung gehen!

*) Wir entnehmen die jetzt doppelt fesselnde Wanderung dem soeben erschienenen Buche des bekannten Verfassers: „Das heutige Bulgarien" (Stuttgart, A. Bonz & Comp., Preis 1,50 Mark), das, mit zahlreichen Abbildungen, in knapper Form einen vorzüglichen Ueberblick der geschichtlichen Entwicklung und des gesamten Werdens wie Strebens Bulgariens gibt.

Die Schlacht an der bessarabischen Front.

Aus dem k. und k. Kriegspressequartier, 31. Januar, wird dem „Berliner Tageblatt" berichtet:

Als Gast bei der k. und k. Armee Pflanzer-Baltin die am äußersten rechten Flügel, Rußland gegenüber, die 12 Tage lang andauernden Angriffe des Feindes unerschütterlich zurückgewiesen hat, habe ich von einigen Beobachtungsposten aus in die russischen Stellungen einsehen dürfen. Die Höhen östlich und nordöstlich von Czernowitz sind heute wie vor den letzten Schlachten fest in der Hand der k. und k. Armee. Hier werden die Russen sich nur blutige Schädel holen. In den soeben abgeschlossenen Kämpfen hatten die vorgehenden Heere der Russen, die in einzelnen Abschnitten im Artilleriefeuer mit etwa hundert Einschlägen in der Minute vorgingen, keinen leichten Stand. Senkrecht über ihnen gehen in einem gnadenlosen Wolkenbruch unsere Granaten nieder, hinter ihnen liegt wie ein Riegel der Hölle, alle Hoffnungen auf ein Zurückweichen ausschließend, das eigene Sperrfeuer und vor ihnen, wenn sie gegen unsere Hindernisse mit dem Mut der Verzweiflung anrennen, prasseln unsere Gewehrkugeln in die Leiber der Stürmenden. Reihe nach Reihe wird vorgetrieben, bis schließlich eine gelichtete Reihe an irgend einer Stelle durch die vom vorangegangenen Trommelfeuer umgelegten Hindernisse hindurch und wie ein Hanfen Wilder, nur die Handwaffen schwingend, in unsere Gräben hineinrast. Da entscheidet die rohe Kraft. Der Tod herrscht ohne Gnade in dem Schützengraben, bis es entschieden ist, wer von den beiden Gegnern den andern überlebt. Viel die Entscheidung zu Gunsten des Feindes, setzen unsere Reserven ein und schaffen Ordnung in dem umstrittenen Graben und wieder ist alles still und viel blutiger als zuvor. Vor unseren Hindernissen an den Höhen, die Czernowitz decken, liegen noch ganze Reihen gefallener Russen. An ihrer Stelle treten andere ein, jung und rosig, alt und lederbraun, die reichlich mit Körperkraft und Ausrüstung versehen, nicht zu verachten sind, wenn sie in Schwung gekommen sind, wie unsere Braven hier draußen bereitwillig bestätigen. Trotzdem ist es ihnen nicht gelungen, die Ecke hier an der rumänischen Grenze einzudrücken. Sie haben sich ehrlich bemüht und viele Male größere Verluste als wir gehabt, was sich genau feststellen läßt. Jetzt herrscht Ruhe, als ist es die Stille vor einem Sturm. Die Kanonen reden mäßiger miteinander. Die Russen bleiben häufig die Antwort schuldig. In der Sonne liegt hinter uns die schöne Stadt Czernowitz. Züge kommen an und fahren ab, Straßenbahnen verkehren wie immer. Dann und wann schauen die Einwohner hinauf nach dem russischen Flieger, der mitunter Handgranaten und leichte Feldkanonengeschosse herunterwirft, schauen hinauf und gehen ihres Weges in der Stadt Czernowitz, wo die schwarzgelbe Fahne weht.

Kriegsallerlei.

Japans Handelsbestrebungen.

Auf einer Versammlung der japanischen Handelskammer zu Yokohama vom 29. September 1915 wurde über die Entwicklungsmöglichkeiten des japanischen Außenhandels beraten. Unter anderem beschloß man eine Eingabe an den japanischen Außenminister betreffend Errichtung von Konsulaten auf Neuseeland zu richten, mit folgender Begründung: „Obwohl Neuseeland politisch nicht der gleichen Verwaltung wie Australien unterstellt, wird Japans Handel mit Neuseeland dem mit Australien zugerechnet. Er beziffert sich für beide Gebiete auf annähernd 25 Mill. Yen (zu M. 2,10), was ungefähr ein Fünftel von seiner Größe etwa der Japans und dürfte ein außerordentlich günstiges Absatzgebiet für japanische Erzeugnisse werden. Deshalb wächst auch ständig die Zahl der zur Betätigung von Handelsgeschäften nach dort gehenden Japaner, die es als äußerst bedauernswert empfinden, daß sich auf dem ganzen großen Gebiete keine japanischen Konsularvertreter befinden". Weiter wurde an das Verkehrsministerium eine Eingabe gerichtet, ein Sonderabkommen mit Rußland betreffend Paketpostsendungen zu schließen, und ferner die telegraphische Verbindung zwischen beiden Ländern einer Verbesserung zu unterziehen. Man sieht hieraus, welche Anstrengungen japan macht, die während des Krieges gewonnenen Handelsvorteile mit Rußland einerseits, wie mit den Südseegebieten andererseits auch nach Friedensschluß behaupten zu können, und daß es sich insbesondere von einer Ausdehnung seiner Handelsbeziehungen über die besetzten deutschen Südseeinseln — mit diesen ist bereits ein Telegraphendienst seit dem 15. Oktober 1915 eingerichtet worden — nach Australien und Neuseeland außerordentlich viel verspricht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191602068/fragment/page=0002